Leopold Rosenmayr

Geboren 1925 in Wien, Kriegsteilnahme und Kriegsgefangenschaft 1943 – 1947, Dr. phil. Wien 1949. Lern- und Lehrjahre in Paris, Harvard und New York City bis 1953, ab 1954 soziologische Untersuchungen über Wohnen und Nachbarschaft, Familie, Jugend, Alter und intergenerativen Austausch. Historische Studien zur Philosophie und Soziologie der Lebensalter. Feldforschungen in Stammesgesellschaften in Südostasien und Westafrika. Neue Forschungen seit 2000 über Sinnbildung und Selbstbezug im Zusammenhang mit individueller und gesellschaftlicher Aktivierung 60+. Unzählige Publikationen.

Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, zahlreiche Auszeichnungen, Österreichisches Ehrenzeichen für Wissenschaft und Kunst, Großes silbernes Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich.

Kontakt Univ.Prof. Dr. Leopold Rosenmayr
Universität Wien, Institut für Soziologie
Roosevelt-Platz 2
1090 Wien
Österreich
www.univie.ac.at/soziologie

Leopold Rosenmayr

Ist das Erfahrungswissen Älterer nicht doch eine Chimäre? *)

„Schäm' Dich, Greis, so blondlockige Ideen zu haben in einem grauen Kopf – ist das ehrwürdig?

Johann Nestroy (1801-1862)

Der historische Ort Heidelberg, wo Max Weber lehrte, eine Gründungsfigur der Soziologie des 20. Jahrhunderts, gemahnt den Forscher auch heute, sich kritisch zur eigenen Haltung dem gewählten Thema gegenüber zu befragen.

Wie steht es also in der Tat um das „Erfahrungswissen" älterer oder alter Menschen? Wie lässt sich dieses an wen und mit welchen Erfolgschancen vermitteln? Im Sinne eines „sinnhaft am Verhalten des anderen orientierten eigenen Verhaltens" (Max Weber).

Alternsforscher als Patrone und Anwälte der Älteren

Bei aller primärer Verpflichtung gegenüber wissenschaftlicher Wahrheitsfindung haben Alternsforscher der verschiedenen Disziplinen und Länder häufig auch Haltungen einer gewissen moralischen und rhetorischen Patronanz gegenüber den Älteren entwickelt. Man nannte das auch „advocacy".

Auch für mich war es, durch viele Jahre hindurch mehr oder minder bewusst, ein Anliegen, neben der Entfaltung der Forschung die Linie einer gesellschaftspolitischen „Entdeckung" der verschiedenen Generationen älterer Mitbürger mit und aus der Sicht von deren Förderung zu verfolgen. Eine Erweiterung der Perspektive über die Finanzierung von Pensionen und Pflege hinaus war dabei für mich Grundbedingung.

Welches Wissen bleibt ungenutzt?

Forscher sympathisieren deutlich und zum Teil unrealistisch mit den Altersgruppen, auf die sich ihre Forschung richtet. Es wird viel projiziert und idealisiert. Umso verständlicher wird daher die bei Wissenschaftern entstehende Vermutung, dass das Potenzial an Erfahrungswissen, das sich in den älteren Generationen reichlich verbergen mag, „ungenutzt" bleibe. Aber was bleibt da ungenutzt?

Kulturelles Kapital für die Gesellschaft

Eine Aufdeckung bzw. Aktivierung dieses Potentials hätte demnach die Chance, das bei den Alten angespeicherte kulturelle Kapital in die Gesellschaft einzuspeisen. Damit würde auch die Anerkennung der älteren Generationen entscheidend gefördert und ihre soziale Position zu deren Nutzen gehoben. Restitution einer gewissen sozialen Gerechtigkeit als Folge der Forschung?

*) Aktualisierte Fassung eines Vortrages, gehalten auf dem Kongress „Erfahrungswissen älterer Menschen – ein Nutzen für die Gesellschaft", Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg

Soziale Gerechtigkeit als Konsequenz der Forschung

Einleuchtend und moralisch gerechtfertigt erscheint dieses sympathische gesellschaftspolitische Szenario, angesichts der notwendigen Bemühungen um die verschiedenen Formen von Integration der älteren Bevölkerung. Aber ist es kritisch und selbstkritisch durchleuchtet? Bevor man sich voll darauf einlässt, sollte daher nach seiner Tragfähigkeit differenziert gefragt werden. Welche Gruppen von Älteren sind potenzielle Erfahrungsvermittler? Auf welchen Gebieten? Wie kann man sie für mehr als Animation in Seniorengruppen gewinnen und ausbilden?

Die Variablen Bildung, Qualifikation, Erfahrung

Hinter dieser meiner Frage stehen einige neuere eben gewonnene Forschungsergebnisse, darunter auch eigene. Dazu kommt das Bedürfnis, innerhalb von bestimmten Altersstufen erklärungsmächtige Variable zu finden. Aufgrund dieser kann man z.B. dann sagen, in welchen Bildungs- und Qualifikationsschichten es typische integrative Erfahrungsvermittlungen und für welche sozialen Ziele es sie geben mag.

Eine grobe Hypothese wäre, dass die in der Population 50 oder 60+ auffindbare und vermittelbare Erfahrungsmenge schichtmäßig einer umgekehrten U-Verteilung (concave profile) entspricht. Höchste und geringe Erfahrungskapazitäten und -intensitäten sind vermutlich am schlechtesten vermittelbar.

Jugend über Alte: pflichtbewusst und familienorientiert

Aus dem Sommer 2007 stammende eigene Ergebnisse einer österreichweiten Umfragestudie „Jugend sieht das Alter“ (N=1.200 des Altersspektrums 12-24 Jahre, in Kooperation mit GfK Austria), zeigen sehr divergente Zubilligungen von Werten an Ältere und Alte. „Pflichtbewusstsein“, „Familienorientierung“ etc. werden von den Jungen in hohem Maße den Alten attestiert. Kreativität wird ihnen aber mit überwältigender Mehrheit von praktisch allen sozialen Konstellationen in der Jugend abgesprochen.

Marginale Rezeptivität für das Erfahrungswissen früherer Generationen

Welche Erfahrung soll also intergenerativ von wem, wofür übernommen werden? Sind die vermutlich drei Generationen von 12 bis 50 Jahren (12-20, 20-35, 35-50) mit ihrer eigenen lerngestützten Durchsetzung in der Gesellschaft nicht so beschäftigt, dass ihre Rezeptivität für Erfahrungswissen der älteren Generationen marginal bleibt? Gefragt ist die Vermittlung eines den Jungen für Berufsvorbereitung und sozialen Aufstieg gut zugänglich aufbereiteten Wissens. Aber das Erfahrungsergebnis der alten Generationen? Wem nützt das wofür?

Riskante Verallgemeinerungen

Eine Literaturübersicht des Wiener Soziologen und Gerontologen Franz Kolland zum Erfahrungswissen ergab, dass jede Erfahrung aus konkreten Situationen stamme. Sie werde in konkreten Momenten und unter konkreten Bedingungen gewonnen. Daher seien Verallgemeinerungen aus Erfahrungen ein riskantes Unterfangen.

Erfahrung wird so in die Nähe von „Erleben“ gerückt, welches auf „Innewerden“ beruht (Wilhelm Dilthey). Erleben, selbst nach rationaler Fassung, kann nur hermeneutisch erschlossen werden, durch Einfühlung, die zum „Verstehen“ beiträgt, ja dessen Voraussetzung sie auf beiden Seiten ist.

Einfühlungsvermögen als Voraussetzung für Verständnis

Die übliche Rede vom „Transfer von Erfahrung“ erfasst die Tiefendimension von Erfahrung nicht, die ein gewisses „Nacherleben“ auf Empfängerseite erfordert. Vielleicht lässt sich daraus folgern, dass für die Vermittlung von Erfahrungswissen ein hohes Maß von Interaktivität und zwischenmenschlicher Sensibilität notwendig ist. Das muss allerdings aufgebaut werden. Es ist z.B. zu vermeiden, dass Wissen aufgedrängt wird. Dadurch wird der Empfänger entwertet. Er sollte ja seine Freiheit zum Schutz seiner Zugänglichkeit bewahren können. Im „post-post modernen“ Zeitalter werden wir ohnehin andauernd von allen möglichen Seiten her „überfahren“ oder mit Informationsdrogen „aufgespritzt“.

Wissen nicht aufdrängen

Das Paradoxon der Erfahrung ist, dass sie nie direkt vermittelt werden kann und persönlich rückgebunden und „individualisiert“ ist. In jedem Vermittlungsversuch sollte Erfahrung, um angenommen zu werden, auf jeden Adressaten (jede Gruppe) hin, eine spezielle Orientierung und Dimensionierung erhalten. Eine zu hoch gesteckte Forderung?

Das Selbst-Erlebnis der Demenz

Ich möchte hier ein mir persönlich mitgeteiltes Erlebnis von Hans Strotzka (Sozialpsychiater und Autor in Wien) erwähnen. Er besuchte den von ihm geschätzten Karl Jaspers, der nach Abfassung und Publikation seiner dreibändigen Psychopathologie 1913, im Jahre 1916 in Heidelberg Professor für Psychologie und später für Philosophie wurde. Wenige Jahre vor dem Tode sagte Jaspers zu den um Jahrzehnte jüngeren Hans Strotzka: „Wissen Sie, ich habe viel über Demenz geschrieben und nachgedacht. Aber es ist etwas ganz Anderes, wenn man sie selber an sich erlebt.“ Da war psychiatrisches Wissen auf beiden Seiten und persönliche Empathie wechselseitig für die Vermittlung von Erfahrung vorhanden: eine besondere Konstellation.

Ermutigung von Kompetenzen

Erfahrung wird wirkungsvoll indirekt und hintergründig vermittelt. Affektive Ermutigung und Erweckung von Kompetenzen durch Alt bei Jung kann zur Stärkung von deren Handlungsfähigkeit werden. Aber nochmals: auf welchen Gebieten, unter welchen sozialen Beziehungsbedingungen zwischen welchen Partnern? Und wie sind die durch Bildung und innere Disponibilität darauf vorbereitet?

Solche Überlegungen scheinen mir nötig, um auf verschiedenen Lebensgebieten differenzierte Hypothesen für die Forschung zu bilden, oder um quasi – experimentelles Probierverhalten anzuregen. Einige Auflagen also, um eine „erfolgreiche“ Praxis von Erfahrungsvermittlung zu fördern.

Was ist nun der Schluss aus einer im Wesentlichen negativen Bilanz der Vermittlung von Erfahrung Älterer an Jüngere?

Ethnologische und historische Bedeutung von Erfahrung

Ein Selbsteinwand: Hat nicht das Wissen (oder die Erfahrung) Alter ethnologisch und historisch eine bedeutende Rolle gespielt – und tut es z.T. auch heute noch? Zum Beispiel in traditionellen afrikanischen Gesellschaften mit Resten oder Anklängen an Tradition auch im Heute? Der unbestrittene Einfluss Alter (auch alter Frauen) beruhte eher auf deren Macht – als auf Erfahrung oder Wissen. (Das „Wissen“ ist auch dort Sache von Experten, den Hei-

Der Einfluss Alter beruht eher auf Macht als auf Wissen

lern, Wahrsagern und Zauberern.) Und wenn man nach dem traditionellen Senioritätsprinzip, das gesellschaftliche Innovation kontrolliert und teils auch fördert, altersbedingt vorrückt, muss man auch als Alte(r) notgedrungen schon wegen des Machterhalts lernen. Dieses von mir in mehreren Jahrzehnten vielfach angetroffene und empirisch erforschte Strukturprinzip der Seniorität (mit der ihm entsprechenden soziokulturellen Dynamik), ermutigt mich zu einer Art konstruktivem Abschluss.

Es soll meine bisherige Kritik durch einen sozialinterventiven bzw. gesellschafts- und bildungspolitischen Vorschlag einer Alternative zum Erfahrungstransfer ergänzen. Ich muss es hier allerdings bei einem Stichwort belassen.

Für ein Empowerment der Erfahrungsträger

Statt auf die „Weisheit“ und die Kapazität der Erfahrungsmitteilung der Älteren zu hoffen, bzw. zu spekulieren, schlage ich das Empowerment der Erfahrungsträger selber vor. In dem Maße, in dem es durch kulturelle und soziale Interventionen der verschiedensten Art gelingt, die Gestaltwerdung des Altenbildes durch exemplarisches bzw. anschaulich selber gesteuertes Leben zu ermöglichen, kann sich daran jede und jeder Elemente für die eigene Selbstgestaltung im späten Leben „holen“.

Postscript

Erfahrung und Wissen sind nicht deckungsgleich

In der Geschichte des europäischen Denkens spielt der Begriff der „Erfahrung“ eine sehr verschiedene und vielfach sich wandelnde Rolle. „Erfahrung“ tritt fast durchgehend getrennt von „Wissen“ auf, mit innerer Berechtigung, wie mir scheint. Die Doppelformel „Erfahrungswissen“ bedarf der Diskussion. Sie ist keine Selbstverständlichkeit.

Laut Aristoteles, der lebenslang von seinen eigenen Beobachtungen an der Natur (und an menschlichem Verhalten) bestimmt blieb, entstehen aus Wahrnehmungen Erinnerungen. Aber erst die Koordination dieser (von mir so bezeichneten) „Wahrnehmungserinnerungen“ ergibt, so Aristoteles, durch kohärente Formulierung (Hegel wird das später „Darstellung“ nennen) „Empeiria“ (Erfahrung). Von da an hat der Begriff seinen Siegeszug durch Jahrhunderte von Forschung angetreten.

Empfindungen als prägende Erfahrungen

In der Spätscholastik wurde durch den Franziskaner Wilhelm von Ockham (1285-1349) die Anerkennung von Empfindungen wie Lust und Trauer als eines „inesse sibi“, also eines inneren Lebens, für die Philosophie gefordert. Ockham entwarf dadurch einen für die europäische Moderne folgenreichen anthropologischen Erfahrungsbegriff. Demzufolge liebt und leidet der Mensch und gewinnt so Erfahrungen. Innere Erfahrung (solcher Art) ist nach Ockham eine Vorbedingung für intuitive Erkenntnis. Dieses intuitive Erfassen sei eine wichtige Ergänzung der in gewisser Weise schwächelnden Vernunft. Denn die Sicherheit des Erfassens des Wesens der Dinge und des Menschen verliere, – wir befinden uns im 14. Jh. – an Überzeugungskraft. Lässt sich solches innere Erleben, das die eigene Intuition generiert, vermitteln? Zur Begründung eines neuen Vernunftbegriffs? Fast wird David Hume schon

Innere Erfahrung, hervorgerufen durch die eigene Intuition

vorweggenommen. Das englische Misstrauen gegen die Vernunft beginnt schon im 14.Jh. Immanuel Kant entwickelte für Erfahrung Vorbedingungen. Erstens sei – fast im Sinne von Aristoteles – eine notwendige Verknüpfung von Wahrnehmungen erforderlich. Erfahrung geht demnach über momenthafte Betroffenheiten hinaus. Sie hat jeweils eine bestimmte Kontinuität. Insofern bekennt sich Kant zu einem methodischen Empirismus. Zweitens kommt eine für den Königsberger Weltphilosophen entscheidende Bedingung für die Konstitution von Erfahrung hinzu: Alle Erfahrungen müssen im Rahmen eines von ihnen unabhängigen (a priori gegebenen) menschlichen Verstandesapparats formuliert werden. Erst so konstituiert, verdienen sie Erfahrungen genannt zu werden. Nur so können sie für die Philosophie dienlich eingesetzt werden, so gehen sie in Erkenntnisprozesse ein.

Kants Verständnis von Erfahrung

Lässt sich heute noch eine von den Inhalten der Erfahrung unabhängige (in meiner Formulierung, um Kant wiederzugeben) „Erfassungsorganisation“ rationaler Art beim Menschen annehmen? Neurobiologisch, psychologisch, evolutionstheoretisch? Allerdings erscheint mir eine gewisse interindividuell verwendbare „Erfassungsorganisation“ für die Weitergabe von Erfahrungen durchaus konzipierbar, trotz der radikal singulär, d.h. völlig verschiedenartig ausgeprägten Struktur jedes individuellen Gehirns (Eric Kandel).

Noch eine dritte Strukturbedingung zur Erfahrung nach Kant ist erwähnenswert, welche Kant als Fußnote zur zweiten Auflage seiner „Kritik der reinen Vernunft“ im April 1787 (vor 220 Jahren) formulierte. Die „Möglichkeit einer Erfahrung“, so Kant, beruhe auf einer „Verbindung“ zwischen der „Realität des äußeren Sinns mit der des inneren“. Nur durch die Vereinigung innerer mit äußerer Erfahrung könne man zu einer (von mir hier so formuliert) „Theorie der Vernunft“ kommen. Sie kann ihrerseits auch ein Verständnis des Daseins ermöglichen.

Innere und äußere Erfahrung als Basis für eine Theorie der Vernunft

Bei Hegel tritt in seiner „Phänomenologie des Geistes“ (1807) das „formierende Tun“ als Konstituierung sowohl der „Einzelheit“ (Individualität) als auch des Bewusstseins dieser je eigenen Einzelheit in den Vordergrund. (Hannah Arendt hat im 20. Jh. in ihrer Konzeption des Entscheidungen treffenden Handelns die Konstituierung der Persönlichkeit gedacht) Für uns stellt sich die Frage: Lässt sich eine aus dem entscheidungsreichen Tun gewonnene Selbstvergewisserung mitteilen? Und wenn, wie? Vom Vater, von der Mutter zum Sohn oder zur Tochter? Oder in Freundschaften?

Selbstvergewisserung durch eigene Entscheidungen

Man kann vier Elemente für den Hegel’schen Erfahrungsbegriff festhalten.

Hegels Erfahrungsbegriff

Erstens: „Das Bewusstsein weiß und begreift nichts, als was in seiner Erfahrung ist.“ (Vorrede zur Phänomenologie des Geistes, 1807, Ausgabe Felix Meiner, 1952, S.32).

Zweitens: Erfahrung bedarf wie einer Innewerdung ihrer selbst der Darstellung. (Vgl. dazu die Interpretation der Einleitung in die Phänomenologie des Geistes durch Martin Heidegger in „Holzwege“, 1950, S.167 ff.).

Erfahrung muss dargestellt werden

Drittens: Wie durch eine „Klarheit" des „Überirdischen" müsse Erfahrung jeweils durch die „Aufmerksamkeit auf das Gegenwärtige" gewonnen werden. Hegel besteht also auf der Gegenwartsbezogenheit von Erfahrung (a. a. O. S. 14).

Viertens: Das Bewusstsein muss schließlich eine Erfahrung „über sich selbst" machen, um „im Reich der Wahrheit des Geistes" (a. a. O. S. 74) die entsprechende Selbstbefähigung zu gewinnen. Dies ist ein sowohl in die Wissenschaftstheorie als auch in die Tiefenpsychologie des 20.Jh.s weit voraus weisender Satz, wie immer da auch Bewusstsein gedeutet werden mag.

Bewusstsein muss Erfahrung über sich selbst machen

Eine entscheidende Wende im Denken über Erfahrung kam von jenem Autor, der eine Entwicklungsgeschichte des philosophischen Denkens des jungen Hegel verfasst hatte: von Wilhelm Dilthey (1833-1911). Durch seine Konzeption von „Erleben", ergänzt durch Sich-Einfühlen und „Verstehen", begründete er eine erfahrungsbedingte Abkehr von der Bewusstseinsphilosophie. Dilthey gewann seine – bis heute immer noch so bezeichnete – „Geisteswissenschaft" aus seiner (historischen) Befassung mit Dichtung und Literatur. Er konnte die Singularität des Erlebens aus dem Sich-Einfühlen in die Kunst gewinnen. Erleben sei eine Realität „unmittelbar als solche auftretend, nicht gegeben und nicht gedacht". Die „Realität Erlebnis", schrieb Dilthey um die Wende zum 20.Jh., sei „für uns nur dadurch da, dass wir ihrer innewerden…erst im Denken wird es gegenständlich" (Einleitung in die Philosophie des Lebens, Teubner, Berlin 1924, S. LXXX). Daraus entwickelte Dilthey den Begriff der denkenden Erfahrung, die Teil des „Lebenszusammenhangs" werde.

Erleben ist Realität

Das Erleben ist laut Dilthey immer auf ein Selbst bezogen (Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, Teubner, Berlin 1927, S. 195) aber das „Wesen dieses Lebens können wir nicht erfassen". So viel lasse sich allerdings sagen: „Jedes Leben hat seinen eigenen Sinn." (a. a. O. S. 199). Aber dadurch, dass wir selber Gefühle erleben, können wir sie auch in einem anderen „wiederfinden".

Eigene Gefühle in einem anderen wiederfinden

Können wir sie auch vermitteln – und wodurch? Dilthey gibt darauf keine Antwort, ihm war es um Entschlüsselung von menschlichem Erleben und dessen „Mitteilung" besonders in der Literatur zu tun. Dilthey aber brachte die Anstöße zu einem Paradigmenwechsel. Man könnte diesen Wechsel mit dem Stichwort „Vom Bewusstsein zum Dasein" bezeichnen, um die Änderung der Fokussierung der Philosophie um 1900 zu bezeichnen.

Philosophie der Basiserfahrung

Edmund Husserl (1859-1938) setzte die singularisierte Sichtweise des Erlebens bei Dilthey zu einer Philosophie der Basiserfahrung in der „Eigenheit" des „Ego" fort. Nur durch „Appräsentation" (sich gegenwärtig Machen) gebe es eine Verständigungsbrücke zum anderen Menschen. In Vorwegnahme der postmodernen Konzeption der Individualisierung zeigt Husserl schon im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts einerseits Abgeschiedenheit des Individuums als Monade. Das Individuum ist aber anderseits fähig zu „fortschreitender Selbsterfahrung" und zur Entwicklung einer „Persönlichkeit höherer Ordnung", was immer dies bedeuten

mochte und mag. (Cartesianische Meditationen, erstmals erschienen in einer französischen Fassung, übersetzt und herausgegeben von Emmanuel Levinas, Paris 1931).

Die Fähigkeit des Individuums zur fortschreitenden Selbsterfahrung

Wollte man Husserl folgen, wie kann man von seiner Position aus Erfahrungs-Weitergabe in den Blick nehmen? Wie kann zwischen den „Monaden“ (zurückgezogener Singles) Anverwandlung von Erfahrung vorkommen? Vielleicht kann man aus der Radikalität dieser Position dem Gedanken der Unvermittelbarkeit bestimmte Lebensinhalte, durch Vereinsamung, Traumatisierung, Enttäuschungen etwas abgewinnen. Und kann man dann auch Bedingungen ihrer möglichen Überwindung entwickeln?

Wie kommt es zum Erfahrungsaustausch zwischen Einzelgängern?

Durch den Begriff des „Kundgabehandelns“ oder einer besonderen Interpretation von Max Webers Konzept der Sinnadäquanz, suchte Alfred Schütz („Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt, Julius Springer, Wien 1932) als Schüler Husserls aus dem Gefängnis der Monadologie des Meisters auszubrechen. Es gebe, schreibt er, genug „durchschnittliche Denk- und Gefühlsgewohnheiten“ (Max Weber). Können die eine Grundlage für Erfahrungs-Vermittlung über Generationen hinweg ermöglichen? Außerdem bezieht sich Schütz auf Webers „Sinnadäquanz“ als interpersonelle Brücke. Worauf beruht „Sinnadäquanz“ im radikalen Wechsel postmoderner Wertakzente? Es gibt sie vielleicht gar nicht mehr.

Durchschnittliche Denk- und Gefühlsgewohnheiten als Basis für Vermittlung von Erfahrung

Zum Schluss sollte noch ein deutlich in das 21.Jh. nachwirkender philosophischer Versuch erwähnt werden. Er erfolgte in „Überwindung“ der Metaphysik der europäischen Tradition, um zu einem dem Verständnis der „Seinsgeschichte“ (des geheimnisvollen Weltlaufs) dienenden Begriff von Erfahrung zu kommen.

Martin Heideggers Zugang zum Thema

Martin Heidegger hat in dem oben zitierten Text „Hegels Begriff der Erfahrung“ in „Holzwege“, Klostermann, 1950 (S. 105-192), eine deutliche Wendung weg vom Subjektivismus und der Monadologie Husserls vollzogen. Heidegger war selber durch die Befassung mit Dilthey zu einer phänomenologischen Philosophie der Daseinswerdung durch innere Annahme des „Geworfenseins“ des Lebens in die Welt gekommen. Nun wandte er sich, um seinen Begriff der Erfahrung zu verdeutlichen, Hegels „Phänomenologie des Geistes“(1807) zu. Er tat dies allerdings ohne Hegel in die Bewusstseinsphilosophie zu folgen. Er wollte sich auch nicht mit den Grundauffassungen Diltheys vom „Erleben“ auseinandersetzen. Die Annäherung an „Erfahrung“ suchte Heidegger also nicht über die Fortführung der in „Sein und Zeit“ (1927) noch verwendeten Ansätze einer philosophischen Anthropologie zu Angst, Selbstentfremdung und „Mit-sein“. Vielmehr gewann er seinen Erfahrungsbegriff in der Spätphase seines Denkens mehr und mehr aus der „beschwörenden“ Philosophie des Seins in Umdeutung Hegel’scher Texte.

Nicht im Kontext des Denkens über das Mit-Sein (in „Sein und Zeit“, 1927) entstand Heideggers Begriff von Erfahrung bzw. deren intersubjektiven Mitteilung oder „Vermittlung“. Letztlich blieb so bei Heidegger gezielt und bewusst der Erfahrungsbegriff anthropologisch oder soziologisch leer. Durch seine um 1950 neue Seinsphilosophie gelang es ihm, Erfahrung als den Ausweg aus

Erfahrung als Ausweg aus der Seinsvergessenheit

der „Seinsvergessenheit“ zu zeigen. Seinsvergessenheit war sowohl das „Vergessen“ und der Missbrauch der gegebenen Natur, als auch des meditativ zu entdeckenden Wegs der Erinnerung, Heidegger dachte eine Mystik der Selbsterfahrung, allerdings ohne Artikulierung eines Selbst. Erfahrbar wurden das „Fragen“ und die „Gelassenheit“, jedoch keine Inhalte.

Lichtung des Seins

Wenn ein neuer Gegenstand „entspringt“ so Hegel, sei das „eigentlich dasjenige, was Erfahrung genannt wird“. (Hegel, a. a. O., S. 155) Heidegger will dieses Entspringen als „Lichtung des Seins“ deuten. Aber er beschränkt (oder erweitert formal) „Erfahrung“ zu dem, was einer Art geheimnisvoller Eröffnung des Seins nach Bedingungen der „An-dacht“ entspricht. Heidegger sucht eine die Rationalität des Gegenstandsbegründens und des Analysieren überwindende mentale Grundhaltung zu entfalten. Diese Haltung verabschiedet sich von Erfahrung im Sinne eines sammelnden und darstellenden Prozesses.

Heideggers Erfahrungsbegriff ist nicht auf das jeweils Neue, wie bei Hegel, gerichtet. Erfahrung wird zu einer über Wissenschaft und Philosophie hinausgehenden inneren Identifizierung mit dem Erscheinen selber. Es geht Heidegger um die Lichtung des Seins, die „A-letheia“, (Unverborgenheit) die „Wahrheit“, die sich außerhalb der bisherigen Bahnen von Wissenschaft und Philosophie „zeigen“ soll.

Das schwierige Konzept einer interpersonellen Erfahrungsvermittlung

Es lässt sich daraus wohl ablesen, – und das gilt „mutatis mutandis“ auch für Emmanuel Levinas und Jacques Derrida, dass wir das, was wir interpersonelle Erfahrungsvermittlung nennen können, in der vom Denken unter dem Einfluss Heideggers entstandenen Philosophie nicht werden konzipieren können.

Literatur des Verfassers

1. L. Rosenmayr gem. mit Prim. Prof. Franz Böhmer herausgegebener multidisziplinärer Sammelband „Hoffnung Alter, Forschung, Theorie, Praxis“, 2. Aufl. Wiener Universitätsverlag, Wien 2006.
2. L. Rosenmayr gem. mit Franz Kolland, Altern und zielorientiertes Handeln, zur Erweiterung der Aktivitätstheorie in: Alternsforschung zu Beginn des 21.Jahrhunderts (Alterns- und Lebenslaufkonzeptionen im deutschsprachigen Raum, hrsg. Hans-Werner Wahl und Gudrun Mollenkopf, Akademische Verlagsgesellschaft Berlin 2007, S. 203-222.
3. L. Rosenmayr „Schöpferisch Altern, eine Philosophie des Lebens“. Lit-Verlag, Berlin-Wien, 2007.